

Hans-Burkhard Sumowski
»Jetzt war ich ganz allein auf der Welt«

HANS-BURKHARD SUMOWSKI

»Jetzt war ich ganz allein
auf der Welt«

Erinnerungen an eine Kindheit in Königsberg,
1944–1947

Mit Christiane Landgrebe

Deutsche Verlags-Anstalt



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2007 by Deutsche Verlags-Anstalt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Typografie und Satz: DVA/Brigitte Müller

Gesetzt aus der Aldus

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-04227-9

www.dva.de

Dieses Buch ist meinem Sohn Alexander gewidmet

VORWORT

Nach fast sechzig Jahren habe ich den Mut gefunden, meine Erlebnisse in meiner Geburtsstadt Königsberg in den letzten Kriegsmonaten und den Jahren danach niederzuschreiben. Vorher war ich nicht in der Lage dazu. Doch selbst nach so langer Zeit musste ich die Arbeit immer wieder für Tage unterbrechen, da mich die Erinnerung an die furchtbaren Ereignisse überwältigte.

Damals war ich ein Kind. Der Zweite Weltkrieg hat Millionen Menschen den Tod gebracht, viele ins Elend gestürzt. Die Überlebenden haben alle, jeder auf seine Weise, versucht, mit ihrem Schicksal fertigzuwerden. Ich war in den Nachkriegswirren auf mich allein gestellt und habe es geschafft, am Leben zu bleiben. Dafür bin ich bis heute dankbar. Wir Kinder wussten nur wenig über die Hintergründe des Krieges. Wir waren unschuldig daran und mussten die Folgen tragen. Jahrelang kämpften wir darum, dem Tod durch Hunger, Schwäche, Krankheiten zu entkommen. Dieser Kampf hatte manchmal etwas von einem Abenteuer. Dabei gab es auf allen Seiten der damaligen Fronten Menschen, deren Herz für Kinder schlug und deren Beistand uns geholfen hat, die schwierigen Zeiten zu überstehen. Ihnen allen gilt mein Dank.

Ich habe meine Geschichte aufgeschrieben, damit sie nicht vergessen wird, damit man sich erinnert, was in meiner Heimatstadt Königsberg am Ende des Krieges und in den Jahren danach geschehen ist. Nur ein Drittel der Bevölkerung war

nach Kriegsende noch am Leben, und ich kann mich glücklich schätzen, dazuzugehören.

Und ich habe meine Geschichte in der Hoffnung aufgeschrieben, dass die Generation nach mir, die unbeschwert und im Frieden aufwachsen durfte, erkennt, dass dies nicht selbstverständlich ist. Ich wünsche mir sehr, dass den Menschen mehr als bisher bewusst wird, dass nichts, aber auch gar nichts einen Krieg rechtfertigt, denn Krieg richtet sich immer gegen die ganze Menschheit.

Noch heute sehe ich alles, was ich erlebte, mit den Augen von damals. Ich bin immer noch der Junge, der versucht, am Leben zu bleiben, ganz auf sich allein gestellt, ohne Familie. Überall auf der Welt gibt es auch heute solche Kinder, die sich in Kriegswirren allein durchschlagen müssen. Was dies für sie bedeutet, weiß ich aus eigener Erfahrung, und so wünschte ich, mein Bericht könnte auch dazu dienen, solche Schicksale in Zukunft zu verhindern.

Berlin, im Juni 2007

Hans-Burkhard Sumowski

»JETZT WAR ICH GANZ ALLEIN AUF DER WELT«

DER LETZTE SOMMER

Es war ein prächtiger ostpreußischer Sommer, der Sommer 1944, ebenso schön wie die anderen Sommer meiner Kindheit. Der Himmel war von dem besonderen strahlenden Blau, wie ich es nur dort erlebt habe. Ein weißer Wolkenkranz lag über dem Ostseehorizont, ab und zu brach ein erfrischendes Gewitter los, auf das schnell wieder warmer Sonnenschein folgte. Dampf stieg vom Boden auf, es roch intensiv nach Erde, und im Nu war alles wieder trocken. Dieses herrliche Wetter hielt an bis zum Herbst. Die Sommerferien waren lang.

Wenige Wochen vor meinem achten Geburtstag verbrachte ich mit meiner Mutter vierzehn Tage im Ostseebad Cranz, mit dem Zug in einer knappen halben Stunde zu erreichen, lag es doch nur rund dreißig Kilometer von Königsberg entfernt. Eine Reise, bei der mein Vater uns nicht begleiten konnte, aber daran waren wir längst gewöhnt: Seit Jahren herrschte Krieg, und Vater war wie die meisten anderen Väter bei der Wehrmacht. Er war in Norwegen stationiert. Drei Jahre alt war ich gewesen, als er ins Feld musste, und so kannte ich meinen Vater nur wenig. Er war mir dennoch vertraut durch die Geschichten, die mir meine Mutter und meine Großeltern von ihm erzählten. Außerdem hatte ich ihn vor kurzem für ein paar Tage gesehen, denn sein letzter Besuch zu Hause lag erst wenige Wochen zurück. In Narvik hatten Unbekannte die Wehrmachtsunterkünfte abgefackelt,

wobei Vater eine Rauchvergiftung erlitt. Nach einem Kuraufenthalt in Bad Nauheim war er nach Hause gekommen. Doch er musste zurück nach Norwegen.

Immer wenn Vater auf Urlaub kam, stellte ich ihm Hunderte von Fragen, denn in meinen Augen führte er ein reizvolles Abenteuerleben. Er erzählte mir jede Menge Soldaten-Geschichten, die ich ungeheuer spannend fand. Er war Obergefreiter bei der Luftwaffe, und je mehr ich über die Soldaten der Wehrmacht wusste, desto mehr wünschte ich mir, dass Vater in einen höheren Rang befördert würde. Auf den roten Kragenspiegeln seiner Uniform sah ich immer nur die beiden einfachen Schwingen, während die Väter meiner Freunde meistens Offiziere waren. Deswegen habe ich Vater eines Tages vorsichtig gefragt, ob er nicht auch mal ein bisschen aufsteigen könne. Das sei ganz ausgeschlossen, antwortete er mir.

»Weißt du, ich habe eine ganz wichtige Aufgabe bei der Truppe. Wenn ich befördert würde, dann wäre ich diesen schönen Posten los.«

Vater war Fourier, das heißt, er versorgte seine Einheit in Narvik mit Lebensmitteln. Er fuhr mit einem Opel Blitz durchs Land und kaufte für die Truppe ein. Auf den Wagen hatten seine Kameraden geschrieben: »Erich Sumowski – Eier – Butter – Käse – Speck«. Durch diese Arbeit hatte er auch die Möglichkeit, hin und wieder etwas Essbares nach Hause zu schicken, und da er sich das nicht nehmen lassen wollte, blieb er beharrlich Obergefreiter und lehnte jede Beförderung ab. Es wäre doch schön dumm, erklärte er mir, wenn er keine Überraschungen für uns und die Familien von Kriegskameraden schicken könnte. Ich war erleichtert über dieses Argument und musste Vater Recht geben. Es war nämlich immer zu schön, wenn per Luftkurier Sendungen mit Sprottenkisten, Holzeimern mit gesalzener norwegischer Butter und Spielsachen ankamen. Dann herrschte zu Hause eitel Freude.

Mutter und ich machten uns nicht allzu große Sorgen um Vater, denn es ging ihm, wie es schien, einigermaßen gut. Es gab in Norwegen auch keine kämpfende Front. Wie man mir erzählte, hatten es andere Soldaten im Krieg sehr viel schlechter getroffen, vor allem die, die in Russland waren. Russland und die Russen, das waren zwei Wörter, hinter denen sich nichts Gutes zu verbergen schien. Im Lauf der dann kommenden Wochen und Monate hörten sie sich immer bedrohlicher an. Die Russen waren unsere Feinde, so viel wurde mir als Kind klargemacht, so viel wusste ich.

Die Frauen und Kinder in Königsberg hatten sich längst daran gewöhnt, ohne die Väter zu leben. Das war nicht immer einfach, aber es erschien uns allen ganz normal. Meine Mutter war lebensfroh und liebevoll, sie und meine Großeltern behüteten mich, wir hatten genug zu essen, und der Krieg hatte in Königsberg bisher kaum Spuren hinterlassen.

Meine Mutter war eine adrette und stattliche Frau von vierunddreißig Jahren, sie trug gern elegante Sachen, wenn wir in der Stadt bummelten oder in die Konditorei gingen. Bis zu meiner Geburt war sie Direktrice bei Defaka (Deutsches Familienkaufhaus) gewesen.

Jetzt in den Ferien in Cranz trug sie beim Spaziergehen auf der Uferpromenade Sommerkleider und einen Strohhut. Wir beide genossen die Ferien am Meer. Wir spielten am Strand, wir suchten nach Bernstein, und ich hoffte, dass meine Zigarrenkiste zu Hause bald voll sein würde. Auch wollte ich einen großen Klumpen finden, noch größer als das tischtennisballgroße Stück, das ich in meinem Kinderzimmer liegen hatte. Meine Mutter hegte den Wunsch, dass ich schwimmen lerne, aber all ihre Versuche, es mir beizubringen, scheiterten. Ich fürchtete mich vor dem tiefen Wasser. »Also dann eben im nächsten Sommer, wenn du größer bist«, sagte sie, nachdem ich mich schreiend und um mich schlagend gegen ihren Schwimmunterricht gewehrt hatte. Sie

hatte mich ein wenig zu schnell ins tiefe Wasser getragen und erwartet, dass ich freudig zu schwimmen begann. Doch noch fehlte mir der Mut.

Meine Mutter würde mir nie das Schwimmen beibringen, aber das wussten wir beide nicht. Ich war nur froh, dass mir die Tortur erspart blieb und ich die Ferien am Strand forthin als Nichtschwimmer genießen konnte. Das tat ich auch bis zu dem Tag, an dem ich beim Spielen mit den anderen Kindern von der Strandpromenade nach unten auf den Sand sprang. Ich hatte dabei die Zunge zwischen den Zähnen, wie immer, wenn ich mich anstrengte, und beim Aufkommen schlug mir das Knie gegen das Kinn. Ich biss mir kräftig auf die Zunge und schrie laut auf vor Schmerz.

Meine Mutter erschrak, legte ihr Buch weg und kam angeannt. »Bullerchen! Was ist dir passiert?«, rief sie. Bullerchen – das war von Anfang an in der Familie mein Kosenamen. Meine verletzte Zunge blutete heftig. Sie nahm mich tröstend in die Arme und brachte mich schnell zum Arzt. Der erklärte ihr, dass meine Zunge schon bald wieder zusammenwachsen würde und sie sich keine Sorgen zu machen brauche. Die Wärme und Zuneigung meiner Mutter halfen mir schnell über das Unglück hinweg. Dieser Spielunfall war nur ein kleines Wehwehchen im Vergleich zu allem, was mich in den nächsten Monaten und Jahren erwartete. Und bald würde keine Mutter mehr da sein, um mich zu trösten.

AUF DEM LAND

Die Feriensommer waren lang, und deshalb verbrachten wir nach den Tagen am Meer noch zwei Wochen auf einem Bauernhof. Wir verdankten diese Ferien auf dem Land, die uns die Entbehrungen des Krieges eine Weile vergessen ließen, ausgerechnet dem Krieg, denn der Hof gehörte den

Eltern eines Kriegskameraden von Vater. Das Gut lag bei Lyck im östlichsten Masuren. Schon der Weg dorthin war ein Abenteuer: erst der Zug nach Lyck, dann die Kleinbahn, zwei Holzsitzwaggons und ein Güterwagen, die fast im Schrittempo über holperige Schienen fuhren. Wir befanden uns im tiefsten Ostpreußen, wo die Uhren ganz anders gingen als im umtriebigen, modernen Königsberg, einer Großstadt mit rund 350 000 Einwohnern. Unterwegs hielt der Zug immer wieder an, um frischgemolkene Milch aufzuladen. Das letzte Stück legten wir mit dem Leiterwagen des alten Bauern zurück.

Ich kam in eine unbekannte Welt, denn ich war noch nie auf dem Land gewesen. Ich spielte mit den Bauernkindern, Burkhard, der Junge aus der Stadt, der keine Ahnung von Heumachen, Pflügen, Eggen, Tierzucht und Milchkühen hatte. Die Kinder dort hatten mir vieles zu zeigen und erklärten mir das Leben auf dem Hof. Wenn wir nach wilden Geländespielen im Gras saßen und uns ausruhten, erzählte ich ihnen vom Leben in Königsberg.

Ich erlebte zum ersten Mal eine richtige Ernte. Mutter und ich fuhren morgens mit aufs Feld, wir sahen zu, wie das Korn gemäht, wie es in Garben gebunden und zu Hocken aufgerichtet wurde, und natürlich durften und sollten wir mithelfen. Mittags gab es Suppe und Brot, die wir zu meinem Erstaunen und zu meiner Freude draußen, im Schatten einer Baumgruppe, aßen. Auf dem Land konnte man sich noch richtig satt essen, es war ein Hochgenuss. In der Stadt waren die Mahlzeiten in letzter Zeit immer eintöniger geworden, nur selten fanden sich noch Speck, Wurst oder Fleisch in der Suppe wie dort auf dem Bauernhof, wo man eigene Tiere hatte und von der Mangelwirtschaft des Krieges weitgehend unbehelligt blieb. Von unserem Rastplatz aus hatte man einen Blick über die weiten Felder, die bis zur russischen Grenze reichten. Von Grenzbefestigungen war nichts mehr zu sehen,

Weißrussland war von den Deutschen erobert worden, und man konnte ganz unbehelligt hinüber. Dazu hatte allerdings während der Ernte niemand Zeit. Der Altbauer meinte, er hätte ohne weiteres die Felder in Weißrussland bearbeiten können, aber das sei ihm zu viel gewesen.

Nach dem Essen wurden die Garben auf den Leiterwagen geladen und auf den Hof gefahren. Der hochbeladene, von zwei Pferden gezogene Wagen schwankte beängstigend, während er über die Feldwege ratterte. Wir Kinder liefen zu Fuß nebenher durch die Stoppelfelder und spielten Fangen.

Auf dem Land war das Leben sehr einfach, das fiel uns Stadtmenschen besonders auf. Im Hof gab es eine Schwengelwasserpumpe, in der Küche ebenfalls, darunter ein brauner Keramikspülstein, ein einziges Handtuch zum Händewaschen, Tischabwischen und Geschirrabtrocknen. Dazu kamen mindestens hunderttausend Fliegen. Bis heute habe ich eine tiefe Abneigung gegen dieses Insekt.

Zum Abendbrot saßen wir alle, der Bauer und seine Frau, die polnischen Mägde und Knechte, um den langen Holztisch in der Küche und löffelten die Abendsuppe aus zwei großen Schüsseln. Alle waren guter Dinge, und es gab viel Gelächter. Ich verstand nicht alles, denn man sprach den Polen zuliebe Masurisch, ein Gemisch aus Deutsch und Polnisch. Großvater hatte mir erzählt, dass in seinem Geburtsort Packerau bei Tharau Polen und Deutsche friedlich zusammengelebt hätten und dass beide Sprachen ohne Arg und falschen Nationalstolz verwendet worden seien. Auch er mischte manchmal die Sprachen, zum Beispiel sagte er oft »Na sowasjer«, wenn er sich über etwas wunderte. Die Silbe »jer« war eine Verballhornung des im Polnischen oft gebrauchten und ähnlich wie »sier« ausgesprochenen Reflexivpronomens »się«.

Die Toilette war in dem berühmten Häuschen mit dem Herzen untergebracht. Sie befand sich am Ende des Hofes. Man saß auf einer Art Bank über einem rund ausgesägten

Loch, auf einem gebogenen Draht war Zeitungspapier aufgespießt. Ich gewöhnte mich schnell daran, obwohl wir es in der Stadt viel bequemer hatten.

Auf dem Hof redeten wir kaum über den Krieg, die idyllische Landschaft mit rauschenden Bäumen, rieselnden Bächen, der warmen Sonne, dem Geruch des frischgeernteten Kornes ließ uns alles vergessen: die Frontberichte, die Wochenschauen und die Gespräche mit den Nachbarn über das Thema Nummer eins: Was wird geschehen, »wenn der Russe kommt«? Dafür nahmen wir gerne in Kauf, dass man auf manchen Komfort verzichten musste, der in der Stadt selbstverständlich war.

Es gab keine Elektrizität. Der Jungbauer, Vaters Kamerad, hatte ein Radio angeschafft, das mit gläsernen Blei-Akkumulatoren betrieben wurde. Die mussten ständig in Lyck geladen werden, was der Altbauer als lästig empfand, zumal während der Ernte kaum Zeit war. So blieb das Radio, das ich, technikbegeistert, mit gierigen Augen umschlich, leider stumm.

Ich saß zum ersten Mal auf einem Pferd, ich fütterte Hühner und Gänse, beobachtete den Hofhund an der Kette. Wir lernten auch die polnischen Mägde und Landarbeiter kennen, die sich seit jeher bei deutschen Bauern verdingten. Die meisten von ihnen waren nicht als Zwangsarbeiter dort, sondern infolge einer langen Tradition, ähnlich den Erntehelfern beim Spargelstechen oder bei der Gurkenernte im Spreewald fünfzig Jahre später. Das Zusammenleben zwischen Deutschen und Polen machte auch jenseits des Esstisches einen friedlichen Eindruck auf uns. Die Knechte und Mägde waren freundlich zu uns Kindern. Schöner, abwechslungsreicher und harmonischer hätten diese Ferien für uns Kleinen, aber auch für meine Mutter gar nicht sein können.

MEINE SCHULE WIRD GESCHLOSSEN

Als Mutter und ich nach den zwei Wochen in der ländlichen Idylle ausgeruht und gutgenährt nach Hause kamen, fing für mich ein neuer Ferienabschnitt an. Ich spielte mit den Freunden aus der Nachbarschaft, und wir genossen die Freiheit, die uns die Abwesenheit unserer Väter schenkte. In den Familien ging es ohne die väterliche Strenge lockerer zu. Wir verbrachten viele Stunden draußen, ohne ständige Kontrolle. Noch waren unsere Spiele harmlos und ungefährlich. Wir fuhren mit dem Tretroller umher, liefen über die große, vor wenigen Jahren errichtete Schindkopfbrücke, eine moderne Stahlkonstruktion mit Bitumen-Fahrbahn und Fußweg, der über die Bahngleise führte, und versuchten in die Dampflokschornsteine zu spucken. Wir holten den hitzeweichen Teer aus den Asphaltfugen, formten Kugeln daraus und hatten dann natürlich pechschwarze Hände.

Bald jedoch war unsere unbeschwerte Ferienzeit zu Ende. Durch die oft im Flüsterton geführten Gespräche zu Hause und bei den Nachbarn erfuhr ich, dass der Krieg immer bedrohlicher wurde. Bisher war Königsberg weitgehend verschont geblieben, doch nun, so hieß es, rücke die russische Front näher. Schon seit Beginn des Jahres hatte meine Mutter aufmerksam den Frontverlauf verfolgt. Sie hatte mich auch in die Wochenschau mitgenommen, in der noch immer von der siegreichen deutschen Wehrmacht, der Wunderwaffe und dem Endsieg die Rede war und die Verluste der Armee und ihre Niederlagen vertuscht und als »Frontbegradigung« bezeichnet wurden. Die Leute wollten es nur zu gern glauben, denn alles andere war unvorstellbar und bedrohlich. Meine Mutter verließ sich nicht auf diese Informationsquelle. Jeden Tag hörte sie heimlich den verbotenen Sender BBC. Das musste sie vor den Nachbarn natürlich verbergen, um nicht angezeigt zu werden. Denn immer wieder

kam es vor, dass jemand, der »Feindsender« gehört hatte, von der Gestapo abgeholt wurde. Dabei wussten eigentlich alle, dass man der Nazi-Propaganda schon lange nicht mehr trauen konnte. Und doch hofften alle im Stillen, dass sich das Kriegsgeschick noch wendete. Eine sinnlose Hoffnung, aber die Menschen klammerten sich regelrecht daran. Auch meine Mutter, meine Tante und die Großeltern. Mich interessierten die Meldungen der BBC nicht besonders, meine Frage an Mutter war, wie die Stimmen wohl in dieses Radiogerät kamen, so klein könnten Menschen doch nicht sein. Erklären konnte sie es mir nicht.

Ich spürte, dass die Erwachsenen ernster wurden und sich fürchteten, doch ich war, wie Kinder eben sind, sorglos und unbefangen und mit Spielen beschäftigt. Ich erfuhr zwar von allen möglichen Dingen, der vorrückenden Front, der Grausamkeit der Russen. Aber was machte das schon, solange ich mich jeden Tag draußen mit meinen Freunden vergnügen konnte? Zu spielen ist offenbar ein existenzielles Bedürfnis von Kindern, es schafft Distanz zur Wirklichkeit und lenkt ab von allem, was bedrohlich werden könnte. Ich kann nur sagen, Gott sei Dank ist das so. Vielleicht haben manche von uns durch die Fähigkeit, die Realität auszuklammern, weniger unter dem Krieg gelitten als viele Erwachsene.

Unmerklich wandelten sich unsere Spiele von Tag zu Tag, sie wurden zunehmend martialischer. Wir spielten Krieg auf alle möglichen Weisen. Uns war nicht im Geringsten bewusst, dass die von uns mit Feuereifer veranstalteten Kämpfe zwischen russischen und deutschen Truppen im Kunststoff-Miniaturformat von Soldatenfiguren, Panzern und Geschossen in der Wirklichkeit bitterer Ernst waren und bald unser Leben in größte Gefahr bringen würden.

Als wir erfuhren, dass unsere Schule schließen müsse, weil sie von der Wehrmacht gebraucht wurde und weil immer häufiger feindliche Flugzeuge den Unterricht stören würden,

begriffen wir noch nicht, was das bedeutete. Zunächst freuten wir uns über verlängerte Ferien. Ich verbrachte viel Zeit bei meinen Großeltern väterlicherseits, Emil und Caroline Sumowski, in Maraunenhof, einem Villenvorort im Nordosten der Stadt. Dort hatte mein Großvater nach seiner Pensionierung 1939 ein hübsches Haus gebaut, das von einem großen Garten umgeben war. Großvater Emil aus Masuren hatte am Ersten Weltkrieg teilgenommen und das Eiserne Kreuz Zweiter Klasse bekommen. Viele Jahre war er als Universitätslaborant am Königsberger Lehrstuhl für Forensische Medizin der Albertina tätig gewesen. Nun hatte man ihn als Pförtner im Mercedes-Reparaturwerk Königsberg, das in der Nähe unserer Wohnung lag, kriegsdienstverpflichtet. Dieser Arbeit ging er täglich und oft auch nachts nach, ohne sich zu beklagen. Für ihn galt wie für die meisten anderen, dass man seine Pflicht für das Vaterland erfüllen muss. Er war Preuße mit Leib und Seele. Caroline, seine Frau, stammte aus dem Sauerland und war ihm nach der Heirat in den Osten gefolgt. Solange er an der Universität arbeitete, betrieb sie in ihrer Dienstwohnung einen Mittagstisch für Professoren.

Bei den Großeltern fühlte ich mich zu Hause. Mein Großvater erzählte mir in der weinberankten Pergola Märchen und Fabeln, ich sehe den Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen, noch heute bildhaft vor mir. Schön war auch, dass ganz in der Nähe mein Freund Gerhard Masuch wohnte, den ich nur in den Ferien sah, weil er das Internat besuchte. Ob er auf eine Eliteeinrichtung wie die Napola ging? Ich weiß es nicht. Wenn er da war, waren wir jedenfalls die besten Freunde. Was haben wir nicht alles erlebt in dieser schönen Gegend: Erkundungstouren, Radeln auf dem Fahrrad meiner Cousine Brigitte, Feuer machen und Geländespiele. Als Gerhard wieder in die Schule musste, kam der Abschied. »Also, bis zu den nächsten Ferien!« Wir würden nie wieder voneinander hören.

Allmählich wurde mir die Zeit lang und ich fragte mich, wann ich endlich wieder in die Schule gehen könnte. Es kam mir seltsam vor, dass die Ferien so gar kein Ende nahmen. Die Erwachsenen machten sich Sorgen, dass ich nichts lernte, und gaben sich Mühe, mich zu beschäftigen. So übernahm ich einige ihrer Aufgaben und half in Haus und Garten. Emil und Caroline hatten wegen des Kriegs ein Gemüsebeet angelegt und züchteten Hühner und Kaninchen. Damit versorgten sie die ganze Familie, und auf dem Weg nach Hause in der Straßenbahn nahm ich immer Kartoffeln, Gemüse, Eier, Äpfel, Birnen, Pflaumen und manchmal etwas Hühnerfleisch mit, zur großen Freude meiner Mutter, denn es war immer schwieriger geworden, für die zugeteilten Lebensmittelkarten etwas Vernünftiges zu bekommen. Wir aßen fast nur noch Gerichte wie Brotsuppe, Kartoffeln, Grieß oder Plinsen, nur bei den Großeltern gab es manchmal sonntags noch Rouladen. Die durch den Krieg verursachte Not wurde immer deutlicher spürbar. Doch die Erwachsenen planten noch immer für die Zukunft. Emil, der mich und meine Cousine besonders ins Herz geschlossen hatte, wollte, dass später aus mir etwas Besonderes würde: »Wenn du mit der Schule fertig wirst, Bullerchen, dann wirst du an der Albertina studieren und ein feiner Mann werden, Doktor und Professor«, sagte er immer wieder zu mir. Er gab mir auch Unterricht in Schreiben und Lesen, damit ich nicht zu viel versäumte. Oft saß ich bei ihm in der Pförtnerloge mit einem Stift in der Hand und schrieb oder rechnete. Dieser Einzelunterricht war viel effizienter als der in der Klasse.

Gerne gingen wir am Oberteich spazieren, dem bedeutendsten Königsberger Gewässer, groß wie ein See, von herrlichen Parks mit schönen Promenaden umgeben. In der Nähe des Hauses meiner Großeltern stand nah am Wasser inmitten dichten Gebüschs ein Trafohaus im Stil eines Knusperhäuschens. Um Großmutter ein bisschen zu ärgern,

sagte mein Großvater immer, dort wohne der Boshebaubau, der gern unartige Kinder schnappe. Boshe, in der Mitte mit extra weichem »sch« gesprochen, ist das slawische Wort für »Gott«, und scheinbar bedeutete Großvaters Wortschöpfung Boshebaubau so etwas wie »böser Gott«. Ich habe immer einen großen Bogen um das kleine Gebäude gemacht, nicht ahnend, dass diese Gegend bald für mich und mein Überleben in großer Not eine wichtige Rolle spielen würde. Da sollte ich erfahren, dass der Boshebaubau kein allzu böser Gott sein konnte, jedenfalls was mich betraf.

Langsam, aber unaufhaltsam wurden auch wir Kinder ins Kriegsgeschehen mit hineingezogen. Zunächst erschien uns das als spannendes Spektakel. Unsere Neugier und Abenteuerlust kam dabei ganz auf ihre Kosten. Die Stadt und unser Viertel veränderten sich jeden Tag mehr. Wenige Straßen von unserer Wohnung entfernt lag das große Mercedes-Reparaturwerk, in dem Unmengen von defekten, zerstörten Wehrmachts-LKWs und Panzern zur Reparatur abgestellt waren. Wir Jungen mit unserem technischen Interesse hatten dort viel zu bestaunen. Oft ging ich auch zu Großvater in seine Pförtnerloge, saß stundenlang bei ihm und ließ mir Geschichten erzählen und erklären, was in dem Werk passierte. Dort wurden die Lastwagen und Panzer wieder kriegstüchtig gemacht. Für die schweren Arbeiten zog man russische Kriegsgefangene heran, als Techniker wurden freiwillig nach Deutschland gekommene belgische und französische Fremdarbeiter eingesetzt, die in Baracken am Bahndamm wohnten. Ihnen ging es besser als den Russen, sie hatten eigene Gemüsebeete, konnten über ihre Freizeit verfügen, wie sie wollten, und waren bei so manchen Königsberger Frauen sehr begehrt. Die Russen hatten es bei weitem nicht so gut. Keine Frau hätte sich freiwillig mit einem von ihnen eingelassen. Sie erledigten niedrige Arbeiten, auch in der Stadt, wo sie als Müllmänner tätig waren. Manchmal